

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Artikel: Der schlesische Porzellanmaler
Autor: Amman, Karl Heinz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571490>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

recht gute Vorstellung vom Urbild, und vor allem gibt sie uns unverkürzt das Porträt der großzügigen Künstlerin, dieser hervorragend intellektuellen, durch und durch wahren und klaren Frau, der feinen Psychologin mit dem durchdringenden Blick und dem sichern Urteil. Ein Hammer ist es, daß wir dieses Gemälde, das ein Meisterbildnis im doppelten Sinne darstellt,

nach Schluß der Nationalausstellung wieder über die Grenzen unseres Landes zurückziehen und dem schweizerischen Kunstschatz wohl für immer entgehen lassen mußten. Derlei gehört zu den schmerzlichen Erfahrungen in unserm Künstleben, die uns hoffentlich mit der Zeit immer mehr erspart bleiben.

M. W.

Der schlesische Porzellanmaler.

Erzählung von Karl Heinz Ammann, München.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.

An nachfolgendem Lebensläuflein will dargetan werden, daß nicht selten einer an seiner Tugend, oder wie ers nun nennen mag, zugrunde geht, und zwar bei jungen Jahren und unter reuigen Selbstanklagen nach einem dürfstigen und ängstlichen Dasein, wohingegen das Laster fröhlich seines Weges zieht, zu Jahren kommt und ohne Neue dahinzufahren pflegt. Damit diesem aber sein Ruhm werde, muß es groß und königlich einhergegangen sein, nicht als Groschendieb oder Wildschlingenleger; die Tugend indes mag zu dauerbarem Gedächtnis kommen, auch wenn sie nach ihrer Art bescheiden, Schrittchen vor Schrittchen setze, und die Geschichte solch kleiner Heiligen ist zuweilen der Aufzeichnung nicht weniger würdig als die der Gewalttägigen und der Könige, wenn schon diese dem breiten Geschmacke geläufiger ist.

* * *

An einem schönen Frühlingsnachmittag ließ sich ein noch nicht dreißigjähriger Mensch von bescheidener Art und Kleidung die leere Giebelfammer in einem ältern Hause zeigen, die er zu mieten gedachte, wenn sie seinen geringen Ansprüchen genügen würde. Er durchsuchte, während ihn die Vermieterin musternnd im Blick behielt, den kahlen, graugetrichenen Raum, prüfte das Kanonenöflein mit dem abnehmbaren Deckel, der wohl einem Kochtopf Raum bieten konnte, öffnete die Tür in der Wand zur Rechten und betrat ein durch das Ziegeldach abgeschrägtes Nebenräumchen, worauf er zurückgekommen sich an das einzige Fenster des Hauptraumes stellte und die Aussicht betrachtete, die einen kleinen Platz, die Baumwipfel des nahen Kurgartens und die heitere Weite des blauen Sees umfaßte und wohl das erste war, was dem jungen Menschen an dem Zimmer gefiel; wenigstens hielt sie ihn wohl eine Viertelminute dort fest. Er versäumte nicht, das Fenster zu öffnen, schloß es dann wieder, prüfte, ob es sich überall gut in den Rahmen einfüge, und kehrte hierauf zu erneuter Untersuchung des Öflein zurück; denn zum Durchsuchen fand er weiter nichts in dem Raum. Nach einigem Fragen und Teilschen wurde er mit der erwartungsvollen Hauss-

wirtin auf sieben Mark Miete monatlich einig; darauf empfahl er sich mit dem Bemerkun, er werde noch im

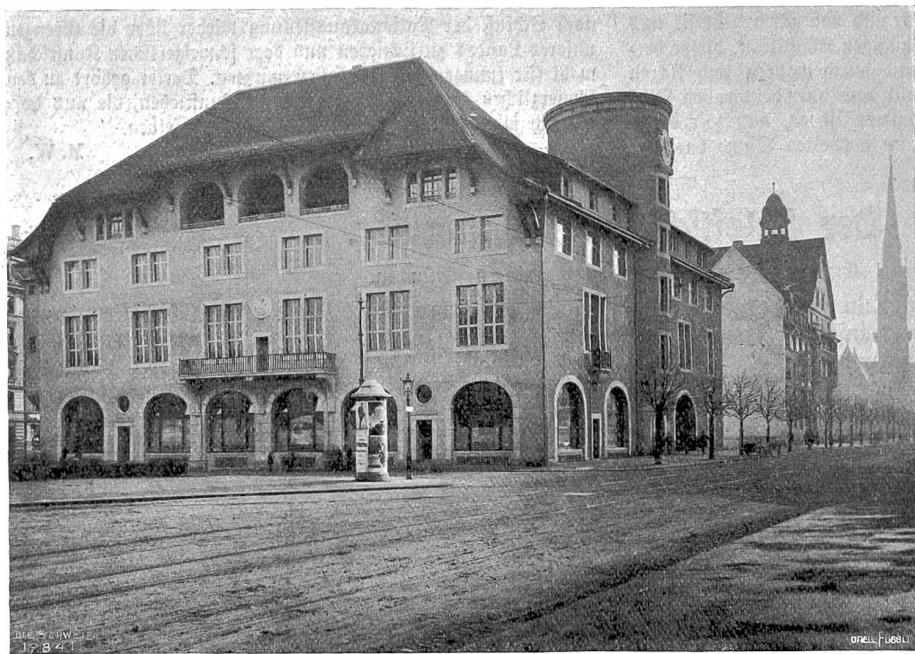


Ernest Biéler, Savièse.

Frauenbildnis.

Laufe des Nachmittags das Zimmer beziehen; sie möge den Schlüssel nur gleich stecken lassen. Als die Frau aber weg war, zog er ihn selber ab, wiewohl aus dem leeren Gefäß nichts wäre zu entwenden gewesen, das Öflein abgerechnet, das aber an der Türe wie ein grauschwartzes Zwerglein Wache zu stehen und seinen Posten gar treu zu halten schien.

Der verheißene Einzug fand eine halbe Stunde später auch schon statt. Der unbekannte Mieter ging neben dem von einem Knaben gezogenen Handwagen her mit einem Tisch, der oben an der kürzeren Seite der Platte ein seltsames Gerüstlein aus drei Brettchen hatte und vom Einzügling an den beiden vorderen



Streiff & Schindler, Zürich.

Tüzen gleich einem Baldachin auf dem Kopf getragen wurde. Auf dem Wägelchen aber fuhr der Knabe ein zusammengeklapptes eisernes Bettgestell, eine gestreifte rote Matraze, aus der an einer Kante ein Wisch Seegras hervorlugte, und einen hölzernen Koffer mit nachgeahmter Nussholzmaserung: ein Behältnis, wie es wohl Dienstmägde zur Bergung ihrer Habseligkeiten mit sich führen. Vor der Haustür angekommen, brachte der Mieter das ganze Möbelwerk in den Flur und entließ den kleinen Wagenführer mit einem Nickelstück: er habe augenblicklich weiter kein Kleingeld; wenn er ihn wieder treffe, solle er noch was haben. Hierauf schleppte er seine Ausstattung über die drei alten Stiegen empor, durch die Bodentreppentür hinein, den durch Lattenräume abgeteilten Dachflur entlang und bewölkerte damit die Giebelkammer, wozu er sich von seiner Hauswirtin zuletzt noch zwei alte Stühle außerbat. Als er so wieder unter seinen wohlvertrauten Möbeln stand wie ein Hauptmann unter seiner zusammengeschmolzenen Truppe, schloß er zunächst den braunen Koffer auf und warf eine Bettdecke, zwei Leintücher, ein schmutziges Kissen sowie einige ältere Gewandstücke und ein paar schadhafter Schuhe vorläufig auf den Boden heraus; dann forderte er ein blechernes Waschbecken und einen ebenholzten Nachttopf zutage, weiterhin eine Zigarrenschachtel voll Fläschchen, alle sorglich in alte Lappen gewickelt, jetzt eine zweite mit Farbendüten und Töpfchen, dann ein kleines Eisenbettgestell mit einem Dreh scheibchen und endlich ein Pappefutteral voll Pinsel. Eins ums andre wurde genau auf seine Unverkehrttheit untersucht und dann alles zu wohlgeordnetem Spalier auf dem Tisch aufgereiht, als wenn es in dieser Folge sogleich in Gebrauch genommen werden sollte; doch machte der Besitzer bloß eine Handbewegung darüber hin, gleichsam segnend, holte dann aus der Brusttasche seines Rockes ein Rechnungsbüchlein hervor, setzte sich

zu guter Vorbedeutung aufgestellt, damit ihm hier der Segen der Arbeit nie fehlen möge, dann aber die Weihgegenstände sogleich wieder an ihren Bestimmungsort zurückgebracht und sich hinter seine gewohnte Arbeit gesetzt.

Mit dem Einzug dieses Mieters sah die Hauswirtin das Giebelzimmer wieder seiner Urbestimmung zurückgegeben und glaubte die Gewißheit haben zu dürfen, der neue Inhaber werde an Ruhe und Bescheidenheit seinem Vorgänger, einem sächsischen Buchbindergesellen, gleichkommen, auf den Tag genau seine Miete bezahlen und wohl auch wie der Zwickauer seine eigene Dienstmagd spielen, um nur niemand nichts schuldig zu sein. In der Tat schien dieser ganz der eigenförmigen Berechnung seiner Hauswirtin nachzuleben zu wollen; ja, er übte selbst im Sterben noch solche Rücksicht, daß jene höchstens über die Unmöglichkeit zu trauern hatte, je wieder einen ähnlichen Mieter in ihre Giebelkammer hinaufzubekommen.

Dieser horstete nämlich vom ersten Tag ab in seiner Höhe einsam und in so vollkommener Stille, daß keine Seele im Haus einen Bewohner über sich vermutet hätte. Jeden zweiten oder dritten Morgen wuselte er in aller Frühe strumpfsoig oder in Filzlatzchen die schlafenden Treppen hinab und holte vom Erdgeschoß sein in einer Wandnische aufgestelltes blechernes Milchmaß heraus, um sich einen dünnen Kaffee zu bereiten, wenn er nicht vorzog, die Milch kalt zu trinken, einen Viertelliter zu einem Stück Schwarzbrot, das er der Wohlfeilheit halber sich auch immer laibweise zutat. Ein Stündchen später stand dann, meist bis zum Abend, sein Gefäß unbewohnt, indes wohlverschlossen, als wenn selbst in diese Höhe hinauf ein Spitzbube sich versteigen oder die Neugier der Wirtin darin herum schnüffeln könnte. Sie hätte aber dort nur Tag um Tag jegliches Ding in einer

an den Tisch und lotete mit seiner Feder das bisschen Tinte in seinem Fläschchen. Dann schrieb er auf die Ausgabenseite, die noch ganz weiß und leer war: Für meinen Umzug: Zehn Pfennig. Und steckte das Büchlein wieder ein.

So begab sich der Einzug Gustav Hänflings in seine neue Wohnung. Eine Viertelstunde später lag das Giebelzimmer wieder still und einsam, doch wohlverschlossen da. Auf dem Tisch aber fehlten das Pinselbehältnis, die Fläschchen- und Farbenschachtel sowie das Drehscheibchen. Der Mietling hatte nämlich sein Werkzeug einem Überglauen zu folge nur in dem neugemieteten Raum

dem Wesen des Einwohners gemäßen Ordnung gefunden. Denn dieser veräumte nie, daß eben dienstfreie Paar Schuhe zu wischen, in spärlichem Glanz mit einem Flanelllappen, dem Ärmel eines längst ausgedienten Hemdes, worauf das Schuhpaar schwarz und platt in einer Zimmerecke ausruhte, im Oberdach des seltsamsten Kleiderschranks, den sich Hänsling dort errichtet hatte. Ein Bogen blauen Packpapiers nämlich, trügerisch mit zwei Reisnägeln an die Wand gehetzt, schützte ihm dort Sonntagskleid, Weste und Rock vor dem Staub des Werktags und den Blicken unverhoffter Besucher; denn er schonte seine Gewandung, besonders das Feiertagskleid und wählte statt dessen oft die Werktagshülle, die er in der Samstagsnacht am Boden sorgfältig hingebreitet mit dem Koffer zu beschweren und so gewissermaßen neu mit Bügelfalten zu versehen pflegte. War er in diesen kleinen Zurichtungen einigermaßen sorglich, so versagte er gänzlich in der Kunst, sein Bett ordentlich herzurichten, und sah sich jeden Abend vor die Pflicht gestellt, sein Leintuch zu wenden, die zerlegene Matratze ein wenig zurechtzuschieben und das Federbett aufzuschütteln, was alles er immer im Hemde unternahm, um dann gleich unterzulüpfen, sich wohlig zu strecken oder igelmäßig zusammenzukugeln und so einzuschlafen, bis ihn das emporkommende Tagesgestirn wieder ans gewohnte Wirken lockte.

In dieser Weise spülte Hänsling einen Tag wie den andern herunter und befand sich gar wohl dabei.



Streiff & Schindler, Zürich.

Zürcher Volkshaus. Musiksaal.

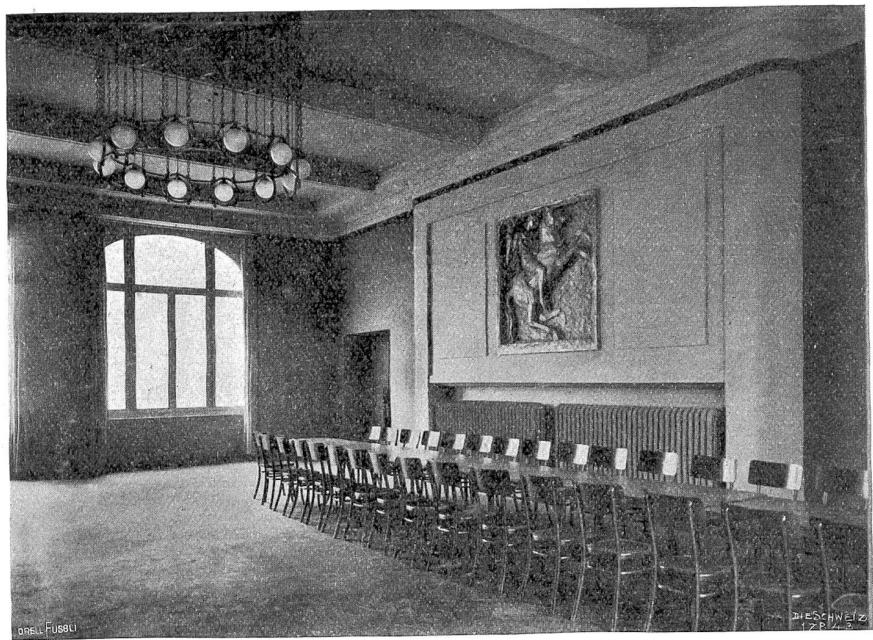


Streiff & Schindler, Zürich.

Zürcher Volkshaus. Restaurant.

Die Arbeit unterbrach er durch ein spärliches Mittagessen, worauf er ein Viertelstündchen sich im Kurgarten erging oder von der Brücke aus, wo der Fluß den See verläßt, nach der weiten Wasserfläche und den umgelagerten Schneebergen schaute, und dabei mit einem zugespitzten Bündholz wichtig schmauzend in den Zähnen stocherte. Dies tat er in Nachahmung der Bürger des Städtchens, die damit den Schein erwecken wollten, sie hätten ein nahrhaftes Mittagsmahl hinter sich. An den Schluß seiner Arbeit hängte er aber ein noch bescheideneres Abendbrot, das nicht selten wirklich nur aus Brot bestand und sich manchmal sogar zu einem bloßen frommen Wunsch verdünnte, und doch rühmte er sich wohl vor dem und jenem, wie leicht er sich immer im Magen fühle und daß ein solcher Zustand unzweifhaft günstig auf Leib und Seele zurückwirke, wie er denn überhaupt gern jeglicher Bescheidenheit das Wort redete. Mit der Darlegung solcher Grundsätze beschloß er meist sein Tagesläuflein und legte sich dann mit desto größerer Gewissensruhe in sein schlecht gemachtes Bett.

Der sich nun eines solchen vorbildlichen Wandels bemühte und sich im Städtchen Dasein und Fortkommen sicherte, war ein ehrhafter Porzellanmaler, zugewandert aus schlesischen oder aus brandenburgischen Landen, welchen Zweifel er standhaft aufrecht hielt, indem er auf Befragen stets einen Geburtsort angab, der keine Landkarte im Städtchen zeigte, und sich bald als



Streiff & Schindler, Zürich.

Zürcher Volkshaus. Vereinsaal.

Schlesier, bald als Brandenburger bezeichnete, jenachdem er den Frager preußischer Neigung oder Abneigung verdächtig hielte. Was er sonst noch Spärliches über sich kundgab, war, daß er von Webersleuten abstamme, sich also eines hübschen Vorschritts berühmen dürfe; denn er liebte es, wie alle seines Berufes, sich als Künstler zu fühlen und verfocht wohl auch die Ansicht, es sei in der Sache gar kein Unterschied, ob einer auf Porzellan und Glas oder auf Leinwand und Holztafeln male, wenn er nur was könne. Das aber glaubte er ehrlich von sich. Lehr- und erste Gesellenjahre hatte er in Berlin verbracht; er sprach aber davon als von einer harten Zeit, die manche Versuchung gebracht habe und nach der er sich denn auch nicht zurücksehnte, wohingegen sein Aufenthalt in Bonn als mild und freundlich in seinem Gemüt hafste. Er brauchte an diese Zeit nur erinnert zu werden, so redete er sich in eine sonnige Räuscheinstimmung hinein, begann aufzuschneiden, was ihm sonst fernlag, und spielte wohl gar den feurigen Weinjünger und Bacchanten. Und obgleich er kaum je ein Glas Rheinwein getrunken hatte, prahlte er alle Sorten herunter wie die reichhaltigste Weinkarte, fügte auch wohl zungenschlagend die Flaschenpreise hinzu und sprach von überschäumenden Gelagen, ja wilden Orgien, die sie zusammen am heiteren grünen Strome gefeiert hätten, während ihn wohl schon die bloße Frage nach der Farbe der gerühmten Weine in Verlegenheit gebracht hätte. Er dämpfte denn auch gewöhnlich die ganze Schwärmerei bald wieder, indem er meist mit säuerlichem Tadel auf seine Bonner Kameraden zu reden kam, vor allem auf den tollen Wollenweber, als welcher leider ein Trinker und ohne Grundsätze gewesen sei, was bekanntlich — fügte er hinzu — nie zum Guten führe. Gleichwohl mochte dieser rheinische Aufenthalt im Leben des arbeitsamen Schlesiers die einzige Zeit etwelchen innern Schwunges gewesen sein, wenn auch

nur in seiner Einbildung. Aus den sonnigen Rebengebreiten war er dann in dieses Städtchen gekommen, zwar nicht aus freiem Willen oder aus besonderer Unternehmungslust, vielmehr weil sein rheinischer Brotherr Hals über Kopf sein Geschäft aufgelöst und sein halb Dutzend Porzellanmaler, wiewohl sie recht eigentlich ihn reich gemacht, brotlos in die Welt hinaus gestoßen hatte. Dies war denn auch der einzige Dorn, der aus jener Zeit schmerzend in Hänfling haften geblieben war. Doch gab er sich mit dem neuen Unterstand, den er gefunden, zufrieden und segnete im stillen sein Schicksal, das ihm diese gegenwärtige Sicherheit und einen unverkürzten Tagelohn verliehen hatte.

Bevor Hänfling in seine Giebelkammer gezogen war, hatte er die Dachkammer bei einem kleinen Beamten innegehabt, einer ebenso gerechten und sparsamen Seele wie er selbst. Dies war der Kreisschreiber Holzinger, mit Vornamen Servaz, ein unscheinbarer Mensch von spaßigem Aussehen, da er am ehesten einem dürftigen zwiegeschwänzten Rettich glich oder einer krummen Wäschekammer, der ein unbeholfener Junge ein Gesicht eingeschnitten. Dieser hatte ein Mietshaus mit einer geringen Anzahlung erworben, mit dessen Zins er sein Gehältlein etwas aufpolsterte. Auch besaß er, als Erbteil seiner Frau, vor der Stadt draußen ein steiniges Äckerlein, worauf er ein hölzernes Gartenhäuschen errichtet und nach unermüdlicher Entsteinung einige Gemüsebeete angelegt hatte; nun sprach er davon als von seinem Gartenhaus und hieß die paar Sonntagnachmittagsstunden, die er bei gutem Wetter dort zubrachte, seinen Landaufenthalt. Auch fand er, seit er eigenes Gemüse zog, die Pflanzenkost gesünder und bekömmlicher als die Fleischnahrung und hatte zu diesem uraltneuen Nährglauben auch Hänfling bekehren können, da dieser wirklich einige Groschen wöchentlich dabei ersparte. So sättigte sich der Schlesier denn mit dünnen Reis- und Gemüsefüpplein und tat sich gütlich an Wirsingkoteletten, Spinatbeeffsteakken, Kartoffelrippchen und Kohlrabiziemern und rühmte sich dieses mäßigen Magenwandels, obwohl er dabei immer hungriger war als je bei der spärlichsten Ernährung nach altem Brauche. Die Sonntagnachmitten blieb er dann in der Kreisschreiberfamilie sitzen, natürlich im Gartenhäuslein, und während die Kinder draußen spielten, führten die beiden Gemüsegläubigen erbauliche Gespräche, jeder über seine Pläne, Meinungen und Absichten oder über die allgemeine Lage der Dinge und die besondere des Städtchens, das sie drunter liegen sahen. Und wenn dann mit einsetzender Verdauung auch der Hunger wieder eintrat, gossen sie darüber einen sanften Malz-Kaffee, worauf sie mit Apostelblicken hoffnungsvoller

in die Umgebung hinaus und auch wohl in ihr Inneres und die eigene Zukunft blickten. Diese Tasse Malzkaffee, die zwar kein Rheinwein war, bedeutete Himmel und Seligkeit in Hänslings Gemüsegläubigen, und als er sich von diesem später abkehrte, vermißte er nichts so bitter wie die fromme gelbliche Flüssigkeit. Daran schuld war aber einzig der Kreisschreiber. Er ließ nämlich eines Tages die Dachkammer zu einer Dreizimmerwohnung ausbauen und redete in jener Zeit Hänsling täglich überzeugender vom Vorteil und Nutzen

zeitigen Heiratens, in Absicht, den Schlesier auf diesem Wege in ein ferneres Mietverhältnis zu sich zu bringen. Der beschloß jedoch, ohne Säumen umzuziehen, und nur ein Weilchen noch, so gab er auch den Gemüsekostplatz beim Kreisschreiber auf. Immerhin löste er nicht alle Bande, sondern hielt sich mit der Familie, die wie eine Kettichsaat aufging, in leidlich naher Freundschaft; dies geschah aber vornehmlich um des sonntäglichen Malzkaffees willen.

(Fortsetzung folgt).

Das alkoholfreie Volkshaus in Zürich.

Mit fünf Abbildungen.

Die längst sprichwörtlich gewordene Wohltätigkeit Zürichs hat sich einen neuen Ruhmestitel erworben durch eine ganz außerordentliche Tat, die Gründung des alkoholfreien Volkshauses in Auersfahl. Aus privater Initiative ist das Werk hervorgegangen, private Mittel haben den Grund dazu gelegt, und die kräftige Unterstützung der Stadt hat ihm zum Leben verholfen. Der Gedanke, dem Volke ein Haus zu errichten, darin es sich heimisch umtun kann, wo es seine Gesundheit fördern und den Geist bereichern, wo es sich versammeln und beraten und seine Zukunft in Klarheit gestalten kann, unbeeinflußt von dem alten Volksfeinde, dem Alkohol, ist groß und in dieser Form neu, und da die Ausführung in keiner Weise hinter dem Gedanken zurückgeblieben ist und das Volk das ihm Dargebotene mit so freudigen und gierigen Händen ergriff, daß projektierte Erweiterungen schon heute, nach kaum zweimonatlichem Betriebe verwirklicht werden müssen, kann man sich dieser aus wahrhafter Liebe zum Volke entsprossenen und deshalb kulturell bedeutsamen Tat nicht genug freuen. Möge sie rings in unserm Lande Nachahmung erfahren!

Wahrhafte Liebe zur Sache spricht vor allem auch aus der Arbeit der beiden Architekten, Rudolf Streiff und Gottfried Schindler, die es sich haben angelegen sein lassen, den Bau bei der größten Zweckmäßigkeit doch in alle Einzelheiten hinein so zu gestalten, daß er erfreulich wirkt und schön. Trotz der vorbildlichen Einfachheit ist doch alles originell und vornehm gehalten, trotz der Vornehmheit wirkt alles wohnlich und traut, und vor allem trägt dieser Bau bis ins kleinste Detail — was für ein Volkshaus so wichtig ist — den Stempel der Echtheit. Aller architektonische Schmuck ist rein konstruktiv, alle dekorativen Butaten, die frischen, weitwirkenden Künstlersteinindrücke und Radierungen an den Wänden, die großen, glänzenden, farbenleuchtenden Heimbergtrüge auf den Konsole, die prachtvollen, nach alten Schweizermustern gefertigten Kupfergefäße auf den Buffetten, die flotten, massiv gearbeiteten Leuchter und schließlich die Abgüsse nach antiken und Renaissance-Reliefs, die die großen Räume schmücken — alles gibt sich als das, was es ist, und wirkt eben darum, weil es keine falschen Qualitäten vortäuscht, wahr und gesund. Dass endlich auch die farbige Abtonung der einzelnen Räume außerordentlich rubig und harmonisch und doch apart ist, braucht wohl kaum beront zu werden, da es sich bei diesen beiden Architekten, deren exquisiter Geschmack gerade in dieser Richtung unsere Leser wohl kennen*), eigentlich von selbst versteht.

*) Vgl. „Die Schweiz“ XIII 1909, 289 ff.

Das Volkshaus liegt an einem großen freien Platz in Zürich III, der zwar gegenwärtig noch ziemlich häßlich aussieht, in absehbarer Zeit aber eine vollständige Umgestaltung erfahren wird, sodass das schöne Gebäude ein seiner würdiges Ambiente erhalten wird. Sehr schlicht gibt sich der in gedrungenen Formen festgesammelte Bau nach außen, und vielleicht würde er mit seinen glatten Flächen und geraden Fenstern nüchtern wirken, wenn nicht durch das freibewegte, heimatlich anmutende Dach, durch die breiten Bogen der Loggia und den unterseitigen kurzen, mit einem klargütigen Relief von Arnold Hünernwadel geschmückten Turm ein schöner Rhythmus in die Linien gebracht und zugleich dem Ganzen ein heimisches Gepräge verliehen würde.

Fast das ganze Erdgeschoß ist durch die alkoholfreie Wirt-



Streiff & Schindler, Zürich.

Zürcher Volkshaus. Übungssaal.